

PSYCHO - NEWS - LETTER NR. 37

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

Im Auftrag der DGPT
von
Michael B. Buchholz
email: buchholz.mbb@t-online.de
Mitte November 2005

MEDIUM – BOTE ODER BOTSCHAFT?

Vor vielen Jahren regte **Marshall McLuhan** die Welt mit seinem aus Toronto gerufenen Satz auf: „The medium is the message“. Es sei eine Täuschung zu glauben, man könne „das Gleiche“ auch auf andere Weise vermittelt bekommen, hieß das. Fernsehen ist mehr als nur ein bestimmter Kanal für eine Botschaft, Fernsehen selbst ist eine Botschaft. Irgendein Witzbold machte aus dem einprägsam formulierten Satz dann „The medium is the message“ und fasste die gemeinte Seelenmassage noch drastischer. Seitdem ist die Frage, was ein Medium sei, vielfach aufgegriffen und in den verschiedensten Zusammenhängen thematisiert worden. Dabei haben sich Verschiebungen der Wortbedeutung ergeben, die im Rückblick auch etwas Drolliges haben; wer etwa denkt daran, daß es nicht allzu lange her ist, daß man bei „Medium“ an spiritistische Sitzungen dachte? Oder daran, wie man sein Steak gebraten haben wollte? Für eine Generation vorher war es kaum vorstellbar, daß man „Medienwissenschaft“ studieren konnte, denn Medien und Wissenschaft miteinander zu verbinden, hatte etwas Despektierliches – für die Wissenschaft. Heute kommt kein wissenschaftlicher Vortrag, kein schulischer Unterricht mehr ohne „Medien-Einsatz“ aus, ja man kann sich sogar dafür extra einen Medienberater engagieren. Und betrachtet man soziologische Theorien, dann kann buchstäblich *alles* zum Medium werden: „Macht oder Zeichen“, „Kultur und Sprache“, sogar „die Praxis“. Und natürlich auch so etwas wie „Geld oder Liebe“. Solche Zusammenstellungen wirken dann, als kämen sie direkt aus jenem Medium, dessen sie theoretisch doch Herr zu werden sich anstrengen. Das Fernsehen hat da die Nase immer schon vorn und „reflektiert“ sich badend in sich selbst – wonnevoll.

Mit unserem Fach hat „Medium“ eines gemeinsam: Es ist ein Begriff, für den keine verbindliche definitorische Bestimmung ausgemacht werden kann und das ist bei uns ja nicht anders; niemand hat bisher die Seele oder auch nur die Psychotherapie, Bewusstsein, Intelligenz oder „die Beziehung“ in einer verbindlichen Weise definiert – aber gerade das macht die Dinge interessant. In anderen Bereichen regt das niemanden auf, sondern regt zu witzigen Spielereien mit den Ohnmächtigkeiten der undefinierbarkeit an. Daß man „Musik“ nicht definieren kann (um sie etwa vom Lärm oder dem bloßen Geräusch zu unterscheiden) hat den Komponisten **John Cage** vor einigen Jahren dazu veranlasst, ein Stück zu komponieren mit dem Titel: 4' 33" – ein Stück von vier Minuten und 33 Sekunden Stille, „aufzuführen mit jeder beliebigen Art und Anzahl von Instrumenten“, wie es in der Anweisung des Komponisten dazu heißt. Selbst Stille und Schweigen oder die „Pause“ ist damit als der Musik zugehörig definiert worden – und vorher hätte man doch gemeint, Geräuschlosigkeit mindestens sei das Gegenteil von Musik. Offenbar operieren wir hier in Bereichen, für die auf strikte Vorab-Definitionen verzichtet werden kann und das gerade öffnet interessante Perspektiven, auch für unser Feld. Denn den Einfluß der Medien spüren wir in der Praxis durchaus, thematisieren ihn freilich selten. **Madame Bovary** war hier einst exemplarisch; sie war die in einem Roman beschriebene, durch Eheschließung einsam gewordene,

sinnliche Frau, die sich verführen ließ, auf Abenteuer auszugehen – durch das, was sie darüber Aufregendes in Romanen las, die sie las – im Roman.

Das Medium der Literatur konnte solche zirkulären Wirkungen entfalten und sie intern thematisieren; Lesen steckt an. Der Literaturwissenschaftler **Manfred Schneider** wagte unter Bezugnahme auf solche Beispiele 1983 einmal die These, Hysterie sei „entgleiste Literatur“ und darin steckt ja auch ein Bezug zum Thema des letzten PNL, der vom „Reden über Trauma“ handelte. Viele Gedanken darin werden in den Texten von **Franziska Lamott** weitergeführt, auf welche Arbeiten heute hier nur verwiesen werden kann.

Der Frage, ob man auch vom Fernsehen sagen kann, es habe ansteckende Wirkungen, will ich hier nicht nachgehen (das habe ich ja in einem der früheren PNL getan), sondern einige neuere Veröffentlichungen zum Medium und zur Medientheorie vorstellen mit der Absicht zu sondieren, ob man das eine oder andere davon vielleicht für die therapeutische Praxis nützlich werden lassen kann.

MEDIEN SIND KONSTITUTIV – FÜR WAS?

Nun, am Beispiel der Werbung sind Medien schon vielfach untersucht worden. Beispielhaft ist „The Mechanical Bride“, ein Buch in dem McLuhan schon 1951 den mehr oder weniger geheimen Sexismus der Autowerbung analysierte. Eine seiner Pointen war, daß die Beine der Frauen als technische Geräte dargestellt werden und sich auf diese Weise solche Dinge wie Waschmaschinen, Staubsauger und das Telefon mit dem weiblichen Körper vermischen. Ihm fiel dabei auf, daß die Sphären des Mannes und der Frau strikt auseinandergehalten wurden; die der Frauen bezeichnete er als „Seifenoper“, während der Mann in den „Pferdeoper“, wie McLuhan die Westernfilme nannte, seine fragile Identität mit mehr oder weniger brutalen Mitteln zu kaschieren suche. McLuhan kommt etwas später zu der optimistisch klingenden These, „dass Medien die Erweiterung der physischen Leistungsfähigkeit und der Sinnesorgane des Menschen seien, ‚the Extension of Man‘“. So gibt es **Kathrin Peters** in einem schönen Text über „Media Studies“ wieder, der in einem von **Christina von Braun** und **Inge Stephan** herausgegebenen Band „Gender @ Wissen - Ein Handbuch der Gender-Theorien“ 2005 erschienen ist. Inge Stephan ist u.a. Historikerin der Psychoanalyse bekannt, Christina von Braun durch eine Fülle von Studien über Hysterie, die Entstehung der Schrift oder auch als Filmemacherin. Beide sind in der psychotherapeutischen Welt keine Un-

bekannten und arbeiten an der Berliner Humboldt-Universität.

Die These von der Extension des Menschen in die Technik hinein erinnert nun an **Freuds** Wort, der Mensch sei ein „Prothesengott“. In und durch das Medium der Technik kommt hier ein menschlicher Zug zur Darstellung, der das Medium braucht. Und Kathrin Peters zeigt, es ist v.a. ein männlicher Zug, der sich hier materialisiert. Dieser Medienbegriff ist anthropomorph insofern, als das Medium der Technik als eine Art Leistungssteigerung des Menschen vorgestellt wird, was sofort die Sorge (oder die Phantasie) nach sich zieht, „Medien könnten an die Stelle des Subjekts treten“ (Peters, S. 329). Die Medien erhalten hier eine Eigenmacht zugesprochen, gegen die man dann die Unmittelbarkeit des direkten Gesprächs setzt – aber ist es nicht so, daß die Stimme unvermeidlich die Geschlechtlichkeit ins Spiel bringt? Wir identifizieren uns ja mit einer fast 100%igen Trefferquote sofort an der Stimme als Mann oder als Frau, lediglich bei Kinderstimmen unterläuft uns gelegentlich ein Irrtum. Somit ist Sprechen an Körper gebunden und sofort die Frage da, was es denn heißen könnte, „unvermittelt“, also *ohne Medium* zu kommunizieren? Ginge das denn? Der Körper, die Stimme – ist das Medium. Erst wenn das Medium irgendwie gestört ist, so die These von Peters, ist es überhaupt zu bemerken. Aber wenn nun das Medium so eng angelötet ist, dass man es normalerweise kaum

bemerkt, stellt sich ja die Frage – woran eigentlich? Die Stimme ist Medium von...? Einer Botschaft natürlich, aber die ist durch das Medium mindestens affiziert. Davon kann sich jeder überzeugen, der mal einen Text liest und ihn mal von einem Hör-Buch vorgelesen bekommt.

Was also ist das Gegenstück von Medium? Einer, dessen Begrifflichkeit an Präzision nichts zu wünschen übrig läßt, ist **Niklas**

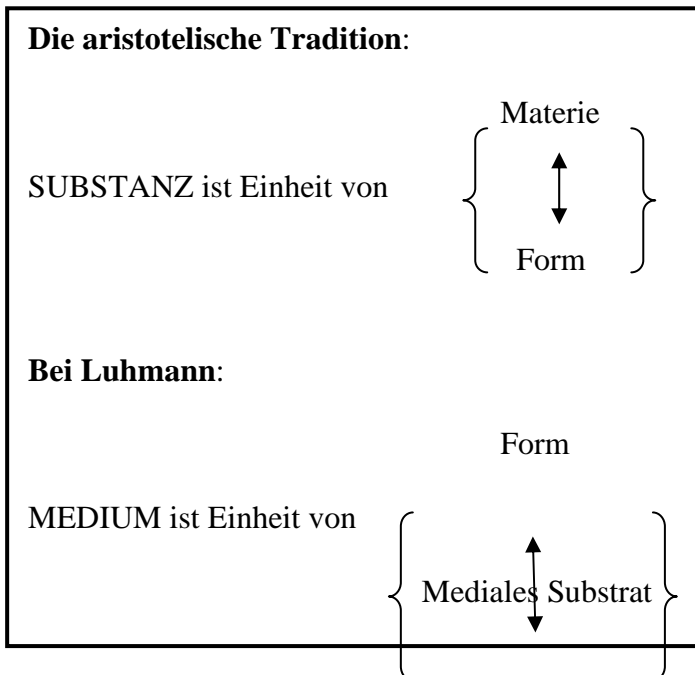
tut. Luhmann aber setzt etwas anders an und Khurana erklärt uns das durch den Vergleich. Das mediale Substrat ist beispielsweise der Sand an einem Strand, der durch einen Fußtritt Form erhält – bis die nächste Welle alles wieder abspült. Ohne Form sind die Sandkörner *lose* gekoppelt, die Form erst versetzt sie in den Zustand der *strikten* Koppelung. Gleich muß man dies Beispiel übertragen und kann etwa an Laute bzw. Töne denken – sie sind dann die Sandkörner, die durch Wortgestalt und Stimme Form erhalten. Jetzt ist die Stimme also nicht Medium, sondern Form. Und wenn die Wörter zu Sätzen geformt werden, haben die einzelnen Wörter die Rolle der Sandkörner; jetzt sind sie das mediale Substrat, dem die Bedeutung des Gesprochenen Form gibt.

Luhmann setzt also die Unterscheidung Medium/Form systemrelativ an. In manchen Systemen ist jenes eine Form, in anderen ein Medium. Es ist *die Unterscheidung* selbst, die das Medium ausmacht, weil wir mit dieser Unterscheidung Systeme beobachten oder diese sich selbst beobachten. Unterscheidungen aber sind nicht eine „Sache“, sondern eine Angelegenheit des Denkens. Unterscheidungen selbst sind eine Form.

„Medien sind also nicht einfach eine Klasse von Objekten. Ebenso wenig bezeichnen sie allein die einem Formenspiel unterliegenden Apparate oder Materialien – sie sind vielmehr die *Form* dieses Spiels“,

schreibt Khurana (S. 101) auf den ersten Blick verwirrend. Nehmen wir noch einmal das Beispiel von lose aneinander gekoppelten Worten.

„Wenn man zum Beispiel lose assoziierte Mengen von Worten als Medium für die Artikulation von Sätzen auffasst, kann man leicht entdecken, dass das mediale Substrat die Worte, zugleich aus Formen im Medium von Laut/Sinn-Differenzen besteht, wobei Laute erneut Formen im Medium der Geräusche sind – und so fort. Man erhält auf diese Weise eine geschachtelte Hierarchie von Medium/Form-Paaren – und es ist immer eine Frage des spezifischen Bezugsrahmens, ob man etwas als mediales Substrat oder als Form behandeln sollte“. (S. 103)



Luhmann, über dessen Medientheorie **Thomas Khurana** klug informiert. Seinen Text findet man in einem anderen, von **Alice Lagaay** und **David Lauer** herausgegebenen Band „Medientheorien – Eine philosophische Einführung“ (2004). Form – das ist bei Luhmann das Gegenstück des medialen Substrats und damit überschreitet er sofort die Grenzen der Tradition, die seit **Aristoteles** im Begriffspaar von Form/Substanz denkt. Man kann da ja herum reden, wie man will – auch die Philosophen haben höchst bildhafte Vorstellungen, die durch die abstrakten Begrifflichkeiten ja immer hindurch schimmern. Form und Substanz – das ist irgendwie nicht viel anders, als es das Kind erlebt, wenn es in der Schule Knete (Substanz) nimmt und diese formt. So kann man dann eben auch philosophische Begriffe nehmen und diesen eine Form geben wie es ein Autor etwa bei einem Gedicht

Jetzt sehen wir klarer: ob Medium oder Form, das hängt vom Bezugsrahmen ab. Aber übersehen wir doch nur nicht, daß hier eine Ahnung sich auftun könnte, daß diese Unterscheidung eigentlich auf eine neue und intelligente Weise sich dem traditionell unlösbaren Leib-Seele-Problem zu nähern scheint. Die Laut/Sinn-Differenz, also der Unterschied zwischen bloßer Schallwelle und dem darauf modulierten Sinn – ist uns das nicht vertraut? Das Eine kennen wir als „körperliches Substrat“, das andere als „Geist“ und hier wird schlagartig klar, daß das eine Unterscheidung nicht „in der Sache“, sondern unseres Denkens ist. Im Bezugsrahmen der Naturwissenschaften sehen wir Moleküle auf einem Filmstreifen, können deren Figuration genau beschreiben und der Film ist das Medium für die Form dieser Verteilung und Anordnung. Aber den Sinn des Films, seiner Handlung und seiner Ästhetik verstehen wir auf diese Weise nicht und es ist nicht erkennbar, wie das je sein könnte. Aber wir können die Form/Medium-Unterscheidung auch hier anwenden; dann ist der Film mit seinen Molekülverteilungen das Mediale Substrat des Handlungsinns. Wir bekommen hier also ein Denkangebot zugespielt, um alte ungelöste Themen auf eine ganz neue Weise zu durchdenken. Denn mit der Form/Medium-Unterscheidung brauchen wir nicht mehr den Sinn auf die Moleküle zu „reduzieren“, brauchen nicht mehr „mind“ als inexistent und nur noch „brain“ als Wirklichkeit auszurufen. Nein, wir können sehen: das sind Form/Medium-Unterscheidungen. Wo nämlich kommt diese Unterscheidung ausschließlich vor? Nicht in allen Systemen!

„Diese Rolle fällt der Differenz nur bei einem bestimmten Typus von System mit Notwendigkeit zu: bei Sinn konstituierenden und Sinn verwendenden Systemen wie Bewusstsein und Kommunikation. ‚Sinn‘ beschreibt eine bestimmte Form des Prozessierens, in der aktuelle Operationen immer auf andere Möglichkeiten verweisen und vermöge dieser Verweisung und im Rahmen dieses offenen Verweisungszusammenhangs ihren Wert erhalten“. (Khurana, S. 105)

Wird hier nicht genau das beschrieben, was die Psychoanalyse als freie Assoziation aus-

zeichnet? Die freie Assoziation ist ein Prozeß, in dem alles, was geschieht, Sinn durch Verweisung auf Anderes erhält und zwar auf andere Möglichkeiten – etwas könnte so oder so sein und vielleicht noch anders. Wer dieses Prozessieren „fest“-stellen will, paralyisiert die freie „Vor“-Stellung und damit entschwindet der Sinn, von dem hier die Rede ist. Und in menschlichen Gesprächen entsteht Sinn ja immer genau dadurch, daß es weiter geht. In unseren Behandlungen geben wir selbst der Nicht-Kommunikation, dem Schweigen, einen Sinn, indem wir es nicht etwa ignorieren, sondern es als einen aktiven Beitrag behandeln, etwa indem wir es ansprechen.

Sinn-prozessierende Systeme also – und die sind von anderen Systemen unterschieden. Physikalische Systeme beispielsweise operieren nicht mit Sinn, bilden auch die Medium/Form-Unterscheidung nicht aus und können deshalb nur mediales Substrat für

Was bei Khurana über Luhmann nicht steht:

Luhmann hat, wie McLuhan, über die Medien auch einige prägnante Dinge gesagt: „Alles, was wir über die Gesellschaft und die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir aus den Massenmedien“. An ihren Fernsehern, so die Pointe, beobachtet die Gesellschaft sich selbst – und stellt sich ihre Diagnosen: über den Zustand der „deutschen Krankheit“, die aus „zu hohen Lohnnebenkosten“, einer „nicht anspringenden Konjunktur“ und „Politikverdrossenheit“ besteht. Das ist politische Komorbidität und eine solche Diagnose erklärt uns dann, warum wir abends nach Tagesschau und Tagesthemen immer so fertig sind... ..

Sinn-verwendende Systeme werden. Und Sinn wird wiederum aus der Unterscheidung von Potenzialität und Aktualität gewonnen: im Gespräch erwarte ich durch meinen Gesprächspartner diesen potentiellen Anschluß, jene Erwiderung, eine Fortsetzung – aber er

aktualisiert ganz anders, kommt mit einem Einfall bei, mit dem ich nie gerechnet hätte und wenn ich dann das potentiell Erwartete gegen das halte, was aktuell tatsächlich geschehen ist, entsteht mir Sinn. Es zeigt mir nämlich, daß einer aus einer breiten Palette von Möglichkeiten ausgewählt hat und wo gewählt wird, muß ein sinnvoll handelnder Wille sein, sei er unbewußt oder bewußt. Kurz, ich meine, hier werden Dinge aktualisiert, die unsere therapeutische Praxis unmittelbar betreffen, sogar philosophische Grundfragen wie das Leib-Seele-Problem – aber sie werden in einer ungewohnten Sprache angeschnitten. Das ist Absicht, weil Luhmann sich ja auch gerne vom Ballast der Tradition befreien möchte. Das muß jeder in einem gewissen Umfang tun, der neues Terrain betritt – und darin ist uns allen mutig Freud ja voraus gegangen.

Die Herausgeber dieses Bandes, Alice Lagay und David Lauer, machen in ihrem kenntnisreichen Vorwort deutlich, daß es „um Medien als konstitutive Faktoren von Selbst, Gesellschaft und Kultur *überhaupt*“ geht und wenn man sich von Luhmanns Abstraktionslage erholt hat, kann man sehen, wie konkret das eingelöst werden kann. Briefe waren einst Medien des Postverkehrs und des privaten Austauschs, aber sie machten viel für die Identitätsbildung derer, die die Kunst des Schreibens kultivierten. Das gleiche gilt für Bühne oder Schrift oder den Buchdruck. Deshalb werden wir über die Medientheorien von **Baudrillard**, **Virillio**, **Flusser** informiert, Autoren, die ebendiese Medien thematisieren. Baudrillard am ehesten noch psychoanalytisch inspiriert, indem er die Medientheorie zeitdiagnostisch wendet und in einem tiefen Pessimismus von der Ununterscheidbarkeit der Medien und ihrer Substrate ausgeht und das Zeitalter der Simulation ausgerufen hat. Nichts mehr habe Bedeutung jenseits des Medialen und manche Medien, wie die Briefe, sind zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Sie sind Virillio zu langsam, denn er sieht die Beschleunigung als das Prinzip der medialen Entwicklung, ja er ruft eine Wissenschaft der „Dromologie“ aus, eben die von der sich selbst beschleunigenden Geschwindigkeit der Zeit. Medium – das wird hier unter den Vorzei-

chen der Verblendung, von Emanzipationsbehinderung, Unechtheit und Entmündigung gesehen. Medien werden der Schaffung des falschen Bewusstseins angeklagt und das Merkwürdige ist, daß die Frankfurter Schule hier nicht so weit von der Technikskepsis Heideggers entfernt scheint. **Herrmann Mörchen** hatte vor vielen Jahren schon auf diese geheime Affinität zwischen dem Kritiker des „Jargons der Eigentlichkeit“ und dem Kritisierten hingewiesen. Vielleicht haben beide Schulen hier etwas in großer Schärfe gesehen, das weiter zu bestimmen sein wird, vielleicht aber ist die Sehnsucht nach Unmittelbarkeit (= *ohne Medium*) die theoretische Trägerwelle hier wie dort – und vielleicht genau deshalb kann Medium nur kritisch beleuchtet werden. Medium wird als Antipode von Unmittelbarkeit buchstabiert. Daß die Konstanz nicht zu haben ist, die von der Unmittelbarkeit gebraucht würde, hatte im Jahre 1580 schon **Montaigne** im zweiten Buch seiner berühmten „Essais“ beobachtet. „Jeden Tag neue Einfälle, und unsere Launen bewegen sich an den Flügeln der Zeit“, heißt es dort und etwas später weiter in dieser doch psychoanalytisch klingenden Tonlage:

„Ich gebe meiner Seele bald dieses Gesicht, bald ein andres, je nachdem die Seite beschaffen ist, wohin ich sie kehre. Spreche ich auf verschiedene Weise von mir, so geschieht es, weil ich mich auf verschiedene Weise betrachte“.

Die Unterschiede innerhalb von uns selbst können manchmal größer sein, so folgert er später, als die zwischen uns und anderen. Denn manchmal also bin ich mir Medium, manchmal Form – so könnte man im Luhmannianischen Neusprech die Sache ausdrücken und dem würde Montaigne sogar zustimmen. Denn als hätte er die Sache mit der Hierarchie von Medium/Form-Paaren schon durchdacht, schreibt er gut gelaunt:

„Wer eine Stufe berührt, hat alles berührt: es ist die Harmonie der Klänge eines richtig gestimmten Akkords, die in sich unzerstörbar ist.“

Was da zusammenklingen muß, ist die Differenz von Medium und Form, oder genauer: die Einheit der Differenz von Medium und Form. Man muß es zusammen denken. Nur wenn man *beides* vernimmt, kann man

die „Harmonie der Klänge“ hören, *eine* Hand

allein macht keinen Ton.

DAS SUBJEKT DES MEDIUMS UND DER PRI- MAT DER BILDER

Genau damit befasst sich ein weiterer Band mit dem Titel: „Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition“, 2004 von **Ludwig Jäger** und **Erika Linz** herausgegeben. Es enthält Beiträge von Symposien zu Sonderforschungen in Bielefeld, die sich mit Themen befassen, die auch für unser Gebiet von großer Bedeutung sind. Wie eigentlich hängt Denken mit Sprechen zusammen und welche Rolle hat Sprache für Identitätsbildungsprozesse von Subjekten – so etwa würde man in unseren Kreisen die hier angeschnittene Thematik reformulieren. Man darf sich nicht davon abschrecken lassen, daß in anderen Wissenschaften andere Sprachen formuliert werden, hier wollen ja auch andere Subjekte ihre Terrains markieren. Dafür kann man Toleranz ausbilden.

Aber wie verhält es sich denn genau? Bislang, davon zeugen alle Beiträge, hat man in der Linguistik und Sprachphilosophie Bedeutung von Zeichen durch die Verkettung mit anderen Zeichen gesehen. Die Medialität der Kommunikation, heißt es etwa in dem Beitrag von **Gisela Fehrmann**, konnte nicht einmal abgeschätzt werden. Information – das war etwas, von dem man dachte, es sei da, unabhängig vom Medium seiner Präsentation. Durch die Entwicklungen in den Neurowissenschaften, vor allem zur Gedächtnisforschung, tauchen ganz neue Fragen auf:

„Spielen materiale Aspekte auf kognitiver Ebene überhaupt eine Rolle, oder stellt die mentale Wissensorganisation ein Repräsentationsformat bereit, das die sensomotorischen Spuren des Gebrauchs zu tilgen vermag?“ (S. 69)

Kann man sich also Information als etwas Stabiles vorstellen, das irgendwo im Gedächtnisarchiv gespeichert wird? Die Antwort ist klar: nein.

„Kohärente Informationen – so die zentrale These – werden nur in aktuellen Vorstellungsprozessen generiert und dabei als temporäres Produkt begriffen, das unter Einfluß variabler

kontextueller Faktoren erzeugt – und nicht etwa abgerufen - wird“. (S. 70)

So lautet also die These, der im einzelnen nachgegangen wird. Das Gehirn funktioniert nicht als Speicher – das ist schlicht die falsche Metapher, sondern als aktiver Wissensgenerator. Sprache ist also nicht mehr in einem Modell der *Repräsentation* von außersprachlichen Sachverhalten zu denken, so weit so gut. Ob man freilich wirklich schon etwas weiß??? Denn die Beschreibungen, wie nun die Generierung bedeutsamer Strukturen vorgestellt werden solle, klingen doch

Erving Goffman zur Physik der Sprache (Rahmenanalyse 1980, S. 535):

„Betrachten wir nun die verschiedenen Weisen, wie sprachliche Äußerungen – formelle oder informelle – in der Umwelt verankert sind. Beim Sprechen werden physikalische Hilfsmittel wie Energie und Luft verbraucht, gewiß eine Trivialität, außer für Leute in Raumkapseln, deren diesbezügliche Situation in modulierter Form im letzten Akt von „Aida“ vorkommt. Auch werden physikalische Schallwellen erzeugt, die sich zwar rasch verflüchtigen, aber aufgezeichnet werden können, für Argwöhnische Anlaß genug, ihre Gespräche an merkwürdige Orte zu verlegen. Wichtiger ist, daß für ein direktes Gespräch die Teilnehmer den erforderlichen optischen und akustischen Kontakt haben müssen; und das bedeutet, daß man sich den übrigen Gegenständen, Personen und Geräuschen, die stören könnten, angepasst haben muß, oder daß sie von selbst schon günstig waren. Doch auch diese Verflechtung mit der Umwelt bezieht sich auf den Gebrauch des Stimmapparats, nicht so sehr auf die damit ausgetauschten Informationen.

Die Organisation jedweder sinnvollen Rede muß den Regeln einer Sprache entsprechen, deren Beherrschung ein Teilnehmer in die Momente seines Redens und Hörens ebenso einbringen muß wie den nötigen akustischen Apparat. Diese Fähigkeit hängt eng mit einer anderen zusammen, die ganz spezifisch mit der aktuellen sozialen Situation zu tun hat, in der sie zur Geltung kommt, denn man muß ‚Indexausdrücke‘ gebrauchen, z.B. solche der Zeit, des Ortes und der Person, die ihre Bedeutung von dieser Situation – der Sprechsituation – her gewinnen und sich nicht auf die Situation beziehen, *über* die gesprochen wird. Außerdem sind die Beteiligten den Normen der guten Sitten unterworfen: durch die Häufigkeit und Länge der Gesprächsbeiträge, durch die Vermeidung bestimmter Themen, durch Zurückhaltung beim Sprechen über die eigene Person, durch eifrig oder widerwillig gewährte Aufmerksamkeit – durch all das werden Rang und soziale Beziehung gebührend berücksichtigt“

arg gedreht.

“Der Schlüssel zur Generierung bedeutsamer Strukturen wird also nicht länger in Repräsentationsalgorithmen gesucht, die eine stabile Außenstruktur abbilden, sondern nun in einem zeitlich definierten Verfahren vermutet, daß auf neuronaler Ebene zwischen multiplen, distribuiert stattfindenden synaptischen Ereignissen Kohärenzen erzeugt und dabei sowohl somatosensorisch erfahrene Daten als auch hirnhinterne Aktivitäten über eine zeitliche Synchronisierung der neuronalen Feuermuster zu einem ganzheitlichen ‚Eindruck‘ integriert“ (S. 75)

Wow – steht da mehr, als daß Wahrnehmungs-„Daten“ zusammen mit körpereigenen „Bewegungen“, also hirnhinteren Aktivitäten zu einem Eindruck integriert werden? Und wußte man das nicht immer schon? Daß da also Efferenzen und Reafferenzen, die durch Bewegung veränderte Körperlage im Raum *und* die Veränderung von Reizen auf der Retina etwa synchron miteinander „verrechnet“ werden, so daß „Wahrnehmungskonstanz“ entsteht?

Der mir wichtiger scheinende Gehalt dieses Beitrags ist, daß die Autorin auf Analogien zwischen neurowissenschaftlichen Befunden dieser Preisklasse und der Linguistik von **Ferdinand de Saussure** hinweisen kann. Und wichtig ist mir auch, daß die neurowissenschaftlichen Ausführungen von **Damasio** zu den Kategorienbildungsprozessen denen eines anderen berühmten Sprachwissenschaftlers, **George Lakoff** sehr nahe kommen (S. 78). Damit wird klar, daß der Computer nicht mehr als Metapher für das Funktionieren von Gehirn und Gedächtnis genutzt werden kann, sondern der Körper als mächtige sensomotorische Apparatur seine Rolle selbst in der Sprache beansprucht. Mentale Strukturen, so hieß es in der Einleitung von **Erika Linz** und **Ludwig Jäger**, lassen sich „nur über theoretische Modelle angemessen rekonstruieren..., die die Interaktionen des Geistes mit Körper und Außenwelt mit in den Blick nehmen“ (S. 9). Selbstbewusstsein als mentaler „Innenraum“ wird konstituiert und aufrechterhalten in der Kommunikation mit anderen – durch Medien. Was der Körper und seine Sinne dabei neuronal verarbeiten, sind diskrete Reize, die sogar a-modal (unabhängig vom Sinneskanal) verarbeitet werden, die aber, um zu einem „Eindruck“ umgebaut zu

werden, nun wiederum an „Versinnlichungsprozesse gebunden sind, um zu bewußt erfahrbaren Vorstellungsbildern zu werden“, wie Fehrmann (S. 81) nun überzeugend entwickelt – und das revolutioniert unser Denken insofern schon, als wir nicht mehr von einem Primat der Begriffe, sondern von einem *Primat der Bilder* ausgehen müssen. Reize komprimieren sich zu Vorstellungsbildern und diese dann ordnen die Welt – in individuellen Kategorien.

Wie aber verbinden sich diese mit kulturellen Kategorien? Wie findet ein Einzelner Anschluß an seine Kultur? Eben das geschieht über die Sprache, die nicht als *Repräsentation* - Repräsentation wäre ja Darstellung von etwas, das außerhalb der Sprache und unabhängig von ihr existiert - gedacht wird, sondern als performative Äußerung im praktisch gelebten Vollzug einer gemeinsam erlebten sozialen Situation, wie sie sich etwa zwischen Mutter und Säugling einstellen könnte. Sprachliche Zeichen leiten dann „eine *kognitive Komprimierung* ein“ und so können die Bindungen an sinnliche Präsenz überwunden werden. Sinnliche Präsenz, also die Lauthaftigkeit der Zeichen, das an ihnen, was Geräusch macht und was physikalisch untersuchbar wäre, entspräche dann den Sandkörnern, die durch „Komprimierung“ Form erhalten. Das „Geräusch“ der Sprache wäre das mediale Substrat, ihre Bedeutung aber im sozialen Kontext wäre „Form“. Dass zwischen beiden unterschieden wird, selbstverständlich, macht möglich, das gleiche Zeichen in anderen Zusammenhängen ganz andere Bedeutungen erlangen können. Das Haus in meinem Traum ist etwas anderes als das, in dem ich wohne. Die Welle der nächsten sozialen Ereignisse spült die Form weg und versetzt die Sandkörner in einen lose gekoppelten Zustand, damit sie erneut geformt werden können.

Vielleicht hat so etwas **Freud** vorgeschwebt, als er die Idee der „freien Assoziation“ unserer Gedankensandkörner entwickelt? Denn da hatte er ja die listige Idee im Hintergrund, daß durch freie Assoziation nicht etwa Unordnung entstünde, sondern die geheime Ordnung sich zeige, der ein Subjekt folge. Das, was die Medientheoretiker dann als *Form* bezeichnen, wäre dann in der Tat der

freie Geist eines Subjekts, das sich seiner Gedanken als mediales Substrat bedient – eben um *sich* darin zu erkennen. Aber diese Freiheit des Denkens, des Geistigen muß

immer mühsam errungen werden. Nie ist sie einfach „gegeben“. Ist es das, was der neurowissenschaftliche Reduktionismus übersieht?

SOZIALE KOGNITION SCHAFFT „ZEICHEN-
FREIHEIT“, DIESE DANN DAS ICH

Sprache, daran erinnert der kluge Beitrag von **Tilman Borsche** dann im Anschluß an **Humboldt**, ist weit mehr als „bloßes Verständigungsmittel“; die Rede von „Sender“ und „Empfänger“ erweist sich damit als Unsinn und dokumentiert ihren Ursprung aus der militärischen Nachrichtentechnik – mehr nicht. Denn Sprache „übermittelt“ nicht „Information“ (die ja nicht mehr als unabhängig vorhanden gedacht werden kann), sondern Sprache ist ein Medium, das der Weltauffassung Form gibt, indem sie bestimmte Kategorien kulturell bildet und andere nicht. Bei den Diabakyr in Australien gibt es eine sprachliche Kategorie, die „Women, Fire and Dangerous Things“ umfasst – für uns unvorstellbar, dort aber alltäglich. Bedeutung wird also nicht „übermittelt“, sondern „geschieht“ (Borsche, S. 105). Ein Sender-Empfänger-Modell leitet unser Denken insofern in die falsche Richtung, als wir verleitet werden anzunehmen, daß etwas Bedeutung „enthalte“, aber das stimmt so nicht. Sondern es gibt, biologische Ebene, Laute – und geschieht etwas anderes: „dem Laut wächst Bedeutung zu“! So betont Borsche die Dinge richtig; daß irgendein Geräusch in der Savanne „Bedeutung“ habe, entsteht nicht beim Sender, sondern im Ohr des Vernehmenden. *Er* ist es, der Bedeutung gibt. Damit also sprachliche Entwicklung statt finden kann, muß es „Zeichenfreiheit“ geben, wie Borsche betont; man muß damit „spielen“ können, um über die Zeichengebundenheit hinaus zu kommen. Freilich – nicht alle Bedeutungen können sich durchsetzen. Die Freiheit des Spiels wird auch wieder eingegrenzt „durch soziale Akzeptanz“ (107). Daraus resultiert:

“Zu verabschieden ist die Redeweise, daß der (fertige) Gedanke sich (nachträglich) Ausdruck suche, denn sie läßt sich nicht überzeugend explizieren. Fruchtbarer ist die Annahme, daß Denken sich nur in und durch Zeichen bildet

oder artikuliert – in und durch materielle(r) symbolische (r) Repräsentation. Die symbolische Materialisierung des Geistes erscheint einerseits als notwendig, andererseits als unbestimmt und offen“ (S. 107).

Das sind Überlegungen, die durchaus Relevanz für das psychotherapeutische Geschäft haben; in der Affektforschung etwa ist das Sender-Empfänger-Modell immer noch übliche Redeweise. Die evolutionstheoretisch informierten Argumentationen hier aber zeigen, so kann man nicht mehr sprechen. Eine ganze Auffassung würde kippen, wenn klar wird: nicht der Patient zeigt uns auf seinem Gesicht ein bestimmtes affektives „display“, sondern *wir* „lesen“ es dort; der Patient ist nicht „Sender“, sondern wir haben die kulturellen Kategorienbildungen, von denen seine individuellen Bedeutungsgebungen erheblich abweichen können. Dann entstehen auch für die *Psychotherapieforschung* neue und interessante Fragestellungen: Wie bemerken und wie verhandeln die Beteiligten die Differenz? Was müssen sie tun, um zu irgendeiner Einigung zu gelangen? Welche Mittel fördern, welche behindern Einigungen? Eine solche Sicht würde „Bedeutungszuschreibung“ als aktive Strategie der Teilnehmer am therapeutischen Gespräch erkennen lassen; alle Versuche, feststehende Bedeutungen nachweisen zu wollen, würden relativiert, weil gezeigt werden müsste, daß die Beteiligten in *diesem* Gespräch die hochgezogene Augenbraue tatsächlich als Skepsis, das Lächeln als Flirt, das Stirnrunzeln als Kritik verstanden haben. Während andere in anderen Gesprächen die gleichen Mimiken anders auffassen, ignorieren oder aber andere Bedeutungen zuschreiben. Die Dinge liegen nicht fest, es gibt selbst auf dieser körperlichen Ebene mehr „Zeichenfreiheit“ als die Affektforscher vielleicht meinen – und erst die Betei-

lichten legen fest, was ihnen dies alles bedeutet.

Just diese Sicht unterstreicht auch **Derek Bickerton**, ein angesehener Evolutionstheoretiker, der in seinem Beitrag seine Auffassungen über die Sprachentstehung darlegt. Ausgangspunkt seiner Überlegungen sind die 99% Übereinstimmung des genetischen Materials zwischen Mensch und den nächsten Primaten auf der Evolutionsleiter – und trotz dieser geringfügigen genetischen Differenz gibt es erhebliche Verhaltensformen wie Mathematik, Musik, Kunst, Handel etc., die von keiner anderen Spezies erreicht werden. Untersucht man die Hirnareale, dann gibt es zwar Homologien zwischen Primaten und Menschen, aber sie können ebenso wenig wie die geringen Unterschiede in den Vernetzungsstrukturen der jeweiligen Gehirne die massiven Differenzen erklären. „Einzig die Gesamtgröße des Gehirns kann als erwähnenswerte Differenz gelten“, hält Bickerton (S. 112) fest. Das Volumen des menschlichen Gehirns übertrifft das der nächsten Artgenossen um 300% - „Allerdings bleibt unklar, wie ein bloßer Größenzuwachs die erwähnten kognitiven Effekte hervorgebracht haben soll“. Denn seine Größe erreichte das menschliche Gehirn schon vor etwa 3 Millionen Jahren, ohne dass damit die Körpergröße korreliert gewesen wäre und auch die entsprechenden kognitiven Fähigkeiten lassen sich aus den fossilen Funden jener Zeit nicht nachweisen. Die Evolution der spezifisch menschlichen Fähigkeiten ist in einem vergleichsweise weit kürzeren Zeitraum also geschehen, nämlich vor ungefähr 30.000 Jahren und so kann einfach die Genetik hier nichts erklären – so Bickertons zwingend scheinende Conclusio. Der Output des menschlichen Gehirns ist so sehr verschieden bei gleichzeitiger physischer Kontinuität der Gehirne nonhumaner Primaten – wie kann dieses Paradox (S. 117) gelöst werden?

Er sieht die soziale Kognition, die aus dem Zwang zur Kooperation entstanden ist, „als Ursprung der Syntax“ (S. 115), Kooperation, die aus dem Altruismus bei der Aufzucht entstanden ist und bei der Notwendigkeit, „Betrug“ zu entlarven. Bickerton liegt hier auf der gleichen Linie wie **Michael Toma-**

sello, von dem in meinen Psycho-News-Letters schon öfter die Rede war. In dem von **Dedre Gentner** und **Susan Goldin-Meadow** herausgegebenen Band „Language in Mind“ (2003) hatte Tomasello seinen Beitrag direkt betitelt: „The Key is Social Cognition“ und ebenfalls evolutionstheoretisch argumentiert, daß die Fähigkeit, einander als intentional handelnde Subjekte wahrzunehmen der entscheidende Schritt in der Evolution ist:

“I have a specific hypothesis about how language transforms cognitive activity during human ontogeny. (Perhaps the hypothesis may be extended to human evolution, but that is another story). It is based on the conviction that the two main functions of language – for communication and for cognitive representation – are closely interrelated. The key is the nature of uniquely human social cognition and how it enables the learning and use of linguistic symbols for purposes of interpersonal communication beginning in the second year of life” (Tomasello, S. 48)

Man muß annehmen, daß Kooperation die Entwicklung der Fähigkeit gefördert hat, die als „theory of mind“ bezeichnet wird: nämlich die Absichten des Anderen einigermaßen verlässlich und irrtumsresistent verstehen zu können. Das Problem, das dabei zu lösen ist, bewegt Kinder manchmal heute noch, wie Bickerton schön beschreibt:

“So könnte zum Beispiel das, was ich als grün empfinde, im Anderen eine subjektive Erfahrung auslösen, die meinem Empfinden von Rot entspricht und umgekehrt. Für dieses philosophische Problem des ‚fremden Geistes‘ gibt es bisher keine allgemein akzeptierte Lösung“ (Bickerton S. 119)

Und es ist für evolutionäre frühe Subjekte vielleicht noch wichtiger gewesen als für uns heute, darin sicher zu sein, denn hier liegt die Möglichkeit der Täuschung und des Betrugs versteckt, die man nur bei Strafe des Untergangs ignoriert. Was nun neben der Zunahme des Hirnvolumens als „Faktor X“ durch Bickerton ins Spiel gebracht wird, ist die Fähigkeit, neuronale Aktivitätsmuster über eine „lange Zeitspanne hinweg aufrechterhalten“ zu können (S. 122) und sich damit von der unmittelbaren Reizgesteuertheit des Verhaltens zu emanzipieren. Irrelevante Stimuli müssen also kontrolliert und unterdrückt werden können, dann müssen

„Vorstellungsbilder“ aufrechterhalten werden, die nicht an die Präsenz des äußeren Objekts gebunden sind. Bickerton stellt sich vor, daß diese Fähigkeit über eine allmähliche Erhöhung der Zahl der Neuronen bewerkstelligt wurde, die für kognitive Operationen dieser Art zur Verfügung standen und dass dieser Prozeß anfänglich sehr langsam vor sich ging, ab einer kritischen Masse von verketteten Neuronen dann aber „explodieren“ konnte.

“Zu Beginn würde sich die Fähigkeit, einzelne Begriffe zu größeren Einheiten zu verketteten (merge’) also sehr langsam entwickeln. Sobald aber ein Niveau von zwei bis drei Verkettungen erreicht wäre, würde sich die weitere Entwicklung sehr rapide vollziehen. Dies könnte die relativ plötzliche Entstehung einer Spezies erklären, deren Fähigkeiten die aller anderen Spezies übertrifft“. (125)

Das ist einleuchtend und faszinierend und könnte sogar als Hypothese beibehalten werden, wenn man berücksichtigt, daß die Gehirne des modernen Menschen durchschnittlich wieder etwas kleiner im Volumen sind als die der Neandertaler. Erhalten bliebe, was Bickerton „diskursives Bewusstsein“ nennt: nämlich

„die Fähigkeit, *Gedankengänge* aufrechtzuerhalten, also willentliche und zielgerichtete Folgen von Vorstellungen, die dem Bewußtsein in ihrer Gesamtheit zugänglich sind“ (S. 126)

Ein solches diskursives Bewusstsein erkläre den Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Bewusstsein hinreichend, insgesamt nicht groß, aber von gewaltigen Effekten. Denn über die Sprache führt es allmählich zur rekursiven Bezeichnung auch der eigenen Person und damit eines Selbst – aber auch Tiere haben Bewusstsein und die Fähigkeit der Qualia, wie Bickerton abschließend betont, denn das könnte „für die Art und Weise unseres Empfindens und Verhaltens gegenüber anderen Spezies kaum ohne Folgen bleiben“.

Einen solchen humanen Satz am Ende eines langen und klugen Beitrags zu finden berührt, und leitet zugleich weiter zu dem nächsten von **Wolfgang Prinz**, der über „Das unmittelbare und das mittelbare Selbst“ im Band von Jäger/Linz einen Beitrag aus psychologischer Sicht schreibt. Da-

mit sind wir wieder auf psychotherapeutischem Terrain und so beginnt er auch gleich damit, wie sich das Wissen über die objektive Welt von dem über unser subjektives Selbst unterscheidet? Wie die anderen Autoren auch nimmt Prinz nicht an, das Subjekt sei immer schon da – eine solche Auffassung nennt er Subjektivitätsfundamentalismus; hier könnten manche Debatten innerhalb der Psychoanalyse über die Ursprünge des Selbst, über die Annahme „angeborener Phantasien“ usw. erfrischende Impulse erhalten.

Subjektivität – hier akzentuiert auch dieser Autor die Rolle der sozialen Kognition – wird vielmehr *konstituiert* durch zwei Prozesse, die Prinz als „*duale Repräsentation*“ und als „*duale Attribution*“ unterscheidet. Auf der Basis der von Bickerton beschriebenen Fähigkeit, sich abwesende Sachverhalte vergegenwärtigen zu können (also dem evolutionär errungenen Primat der „Vorstellung“) muß die Fähigkeit zur Unterscheidung von Wahrnehmung und Vergegenwärtigung dazu kommen – das ist „*duale Repräsentation*“. Wenn diese Vergegenwärtigungen dann „als Kommunikationshandlungen interpretiert werden“ spricht Prinz von „*dualer Attribution*“.

Mit der dualen Repräsentation emanzipiert sich der Mensch von der Aktualität einer gegebenen Situation, kann Ereignisse antizipieren und sich kognitiv vorbereiten, um besser handeln zu können. Vorder- und Hintergrund müssen dann unterschieden werden und dies auch in zeitlicher Hinsicht; Inhalte können nebeneinander „prozessiert“ und gleichzeitig funktional getrennt gehalten werden. Ein Neandertaler kann also etwa einen bestimmten Geruch bemerken und wissen, gleich kommt der Tiger hinter dem Busch hervor – eben gleich, denn noch ist er nicht da. Die duale Attribution dann muß ihm klar sagen, wem er diese Vorstellung zuschreibt, nicht etwa dem Raunen der Blätter oder einer Stimme der Götter, er muß sie sich zuschreiben. Wenn er sich dann, später, wie **Odysseus**, ein Ich zuschreibt, dessen antizipierende, unterscheidende und attribuierende Kompetenzen weit genug entwickelt werden, fängt er an, die Götter herauszufordern und sie zu entthronen.

Was also ist das Ich?, so fragt Wolfgang Prinz und antwortet, selbst listig wie Odysseus:

„Das Ich ist eine Erfindung zur Lösung eines Attributionsproblems“.

Ich - das ist jener ideelle Punkt, auf den hin sich alle Attributionen projektiv verjüngen und bündeln. Damit ist klar, das Ich ist nicht „früh“, sondern spät entwickelt und das gilt für die Evolution wie für die Ontogenese. Und:

„Allerdings darf man sich diese Erfindung nicht als heroische Leistung einzelner Individuen vorstellen. Das Ich wird vielmehr sozial konstruiert“.

Mit Bickerton könnte man vermuten: vielleicht wird es deshalb sozial konstruiert, um den Urheber einer Täuschung dingfest machen zu können. Und Prinz geht dann soweit, die Vermeidung eben dieser Positionierbarkeit als das Zentralproblem psychotischer Störungen zu beschreiben, was mit klinischen Erfahrungen gut übereinstimmt. Wer je Familien mit psychotischen Mitglieder behandelt hat, weiß, wie sehr da vermieden wird, für irgendetwas die Urheberschaft anzuerkennen. Aber die soziale Konstruktion geht nicht so weit, daß etwa ein Hund eine Art Ich ausbilden würde, wenn er nur

lange genug mit Menschen, die ihm ein solches zuschreiben würden, zusammen wäre. Das ginge nur, wenn auch bei Hunden die Fähigkeit zur dualen Repräsentation ausgebildet wäre. Das ist ein nettes, kleines Gedankenexperiment, das der Autor uns da vorschlägt und das er weiterführt in der entgegengesetzten Richtung, wenn er fragt, ob Menschen ohne die Zuschreibung eines Ich durch Andere zu einer Art Zombie würden? Die Antwort ist, mit Blick auf **Kaspar Hauser**, ein klares Ja. Menschen also können bewusstlos leben, Tiere aber in dem hier beschriebenen anspruchsvollen Sinn kein Ich-Bewusstsein entwickeln. In dieser Conclusio weicht Prinz leicht von Bickerton ab – trotz so vieler Übereinstimmungen. Die Untersuchung von Mensch-Tier-Kommunikationen, die sich allmählich ja machtvoll entwickelt, wird weitere Aufschlüsse bringen.

Unübersehbar ist, wie diese Überlegungen, auf breitem empirischem und klinischem Wissen aufgebaut, selbst wiederum Rückwirkungen bis in psychotherapeutische Fragestellungen entfalten. Aber der hier angeführte Band enthält auch Übersichten über empirische Untersuchungen, von denen ich eine vorstellen möchte.

RELATIVITÄT

Immer noch im gleichen Band von Jäger und Lind fragt **Klaudia Grothe**: „Mediale Relativität? – Auswirkungen der gestisch-visuellen und vokal-auditiven Sprachmodalität auf semantische Strukturen“. Die von **Benjamin Lee Whorf** 1940 aufgestellte Relativitätshypothese besagte, daß verschiedene Sprachen auch verschiedenes Denken mit sich bringen, man also keineswegs davon ausgehen könne, daß es ein vollkommen sprachunabhängiges Denken gebe, das beliebig von einer Sprache in die andere übersetzt werden könne – so etwa hatten **Ray Jackendoff, Noam Chomsky, Jerry Fodor** und **Steven Pinker** argumentiert. Die Sprachwissenschaft selbst hatte lange Zeit ignoriert, daß Sprechen (nicht: Sprache!!) sich der lautlichen Modalität als ihres Mediums bedient und sie hatte auch geglaubt, die

Gebärdensprachen Gehörloser seien lediglich pantomimisch – und nicht etwa echte Sprachen. Aber hier zeigt sich schon der Einfluß des Mediums: denn die Gebärdensprache muß räumlich-simultan verfahren, eine Lautsprache hingegen kann nicht anders als linear-sequentiell produziert zu werden. Dieser dem Medium inhärente Zwang muß Effekte auf Darstellungsmodi haben, das Medium übt einen „formenden Einfluß auf die Bildung von Gedanken“ (S. 194) aus. Aber welchen?

Die Untersuchungen zur sog. linguistischen Relativitätshypothese Whorfs wurden breit rezipiert. Whorf hatte besonders die Hopi-Indianer Nord-Amerikas untersucht und etwa behauptet, diesem Völkchen sei die Auffassung, daß Veränderung immer durch eine aktive Beeinflussung veranlasst werde,

ebenso fremd wie die Anordnung der Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es seien vielmehr die den indoeuropäischen Sprachen innewohnenden „Vorstellungsbilder“, die ein solches Denken hervorbrächten und auch dann Akteure vermuteten, wenn es keine gäbe, etwa in einem Satz wie „Es regnet“. Unser westliches Denken sei von Kategorien wie Substanz, Form und Prozeß durchsetzt, die uns natürlich erscheinen, es aber keineswegs sind.

Das hatte vielerlei Untersuchungen nach sich gezogen, von denen die bekanntesten die zu den Farbkategorien sein dürften. Die Zuni beispielsweise haben keine verschiedenen Worte für Gelb und Orange. Wenn man ihnen nun verschiedene Farbtafeln zeigt und sie dann bittet, eben diese Farben aus einem Spektrum von 120 Farbtafeln herauszufinden, dann brauchen sie länger bei den Farben, für die ihnen keine sprachliche Unterscheidung zur Verfügung steht und sie irren sich öfter. Das Interesse an dieser Art von Forschungen hatte mit dem Aufkommen von Chomsky Universalgrammatik in den 1950er und 60er Jahren weitgehend nachgelassen – hier wurde ja gerade behauptet, daß es sprachliche Tiefenstrukturen gibt, die für *alle* Sprache gelten! Man könnte beinahe vermuten, dies Nachlassen des Interesses sei selbst Beleg für die These von der sprachlich-paradigmatisch Bestimmung wissenschaftlicher Wahrnehmung; die Paradigmen bestimmen, was wissenschaftlich wahrgenommen und bearbeitet wird.

Aber das Interesse an der Whorf'schen Relativitätshypothese ist neu aufgeflammt, worüber man sich bei Gentner und Goldin-Meadow ebenfalls sehr schön informieren kann. Diese beiden Autorinnen zitieren schöne Beispiele. In westlichen Sprachen sagen wir etwa, daß wir eine Audio- oder Video-Cassette *in* einen Schlitz einschieben und wir verwenden die gleiche Präposition „in“, wenn wir einen Apfel in eine Schale legen. Das Koreanische aber verwende für das erstere das Verb *kbhita*, für den Apfel in der Schale aber das Verb *nehta*. In beiden Verben wird die Vorstellung des „Zueinanderpassens“ auf verschiedene Weise ausgedrückt, in westlichen Sprachen hingegen die Vorstellung des Containment.

“Indeed, in Korean, the notion of fit is more important than the notion of containment” (Gentner, Goldin-Meadow, S. 7).

Dort also eine eher ästhetische Akzentuierung der Passung, die bei uns durch sprachliche Konditionierung einfach ignoriert wird. Auch das, so will mir scheinen, könnte einen ins Grübeln kommen lassen über die Bevorzugung mancher psychoanalytischer Konzepte – ist vielleicht die Vorliebe für das „Containment“ sprachbedingtes Produkt unserer westlichen Kulturmitgliedschaft? Aber ich will nicht abschweifen und bei der Arbeit von Klaudia Grote bleiben.

Weil man u.a. durch die Gebärdensprachen bemerkte, daß diese vollgültige Sprachen darstellen und nun wissen wollte, wie hier komplexe bildliche Vorstellungen erinnert, hervorgebracht und kommuniziert werden, wurde die Frage interessant, ob das Medium der Sprache – lautlich-akustisch gegenüber visuell-ikonisch – bei gleichen Kulturmitgliedern einen Unterschied in der kognitiven Sprachverarbeitung mache? Das ist eine durchaus aufregende Fragestellung, der die Autorin hier in einer eigenen empirischen Untersuchung nachgeht.

Entgegen dem Vorurteil braucht Gebärdensprache nicht mehr Zeit, weil Gebärdensprachler lernen, ihre Darstellungen und Rezeptionen simultan auf verschiedenen Ebenen zu bearbeiten. Das bedeutet, man kann hier nicht einfach Experimente machen, die als abhängige Variable eine zeitliche Verzögerung messen wie das etwa in den Experimenten zu den Farbkategorien bei den Zuni gemacht wurde. Aber man kann die semantischen Relationen untersuchen, indem man normalsprachliche und gehörlose Gebärdensprachler des gleichen Kulturkreises bittet, anzugeben, ob zwischen bestimmten Gebärden bzw. Worten ein semantischer Zusammenhang besteht oder nicht. Zeigt man etwa „Hund“ und dann „Tier“ ist die Antwort klar, der Zusammenhang besteht, das „Tier“ ist der Oberbegriff. Aber wie ist das bei „Hund“ und „treu“? Diese Assoziation stellt sich bei gehörlosen Gebärdensprachlern viel schneller ein, weil sei die langsame Artikulation von Einzelgebärden längst durch Simultaneität zu kompensieren gelernt haben. Konzepte freilich,

die sich dieser Simultaneität entziehen und ausschließlich sequentiell artikuliert werden können, verzögern die Zuordnung – das Medium hat durchaus einen mächtigen Einfluß auf die kognitive Verarbeitung! Das gilt auch für semantische Strukturen.

“So unterscheiden sich die konzeptuellen Strukturen des Begriffs ‘Kuh’ bei Gehörlosen und Hörenden dahingehend, daß für gehörlose Sprecher der Gebärdensprache die ‘Hörner’ die zentrale Eigenschaft repräsentieren, wohingegen für hörende Sprecher der Lautsprache das ‘gefleckte Fell’ eine stärkere relationale Verknüpfung zum Konzept ‘Kuh’ aufweist”. (Grote, S. 213).

Die Bildhaftigkeit der Darstellung einer Kuh durch Hände bezieht nämlich die „Hörner“

weit stärker ein als die kognitive Ikonizität bei den Hörenden. Das Medium, also hier der Vergleich von handformulierter gegenüber lautlich formulierter Darstellung macht durchaus einen Unterschied; sprachliche Kategorien und mediale Darstellungsmöglichkeiten haben mächtigen Einfluß auf das, was gesagt werden kann – das „Wie“ präjudiziert das „Was“. Die Diskussion um die Whorf’sche Relativität ist wieder neu und höchst spannend eröffnet. Kulturelle und mediale Dimensionen des Denkens, der Bezogenheit und der Subjektwerdung dürften wieder weitaus mehr Beachtung in Anspruch nehmen.

POLITISCHE ELEPHANTEN IN DER SPRACHE

Die Wahl ist seit drei Monaten vorbei, die Elefantenrunden haben stattgefunden und wer aufmerksam war, konnte natürlich die Sprache der Politik im Medium studieren. Wenn ich hier sagen würde, daß in diesem Zusammenhang das Medium die Inhalte übersteuert, könnte ich mir einer breiten Zustimmung gewiß sein. Aber kann man das auch genau sagen? Man kann! Der kognitive Linguist **George Lakoff** hat sich in den USA mit den Demokraten zusammengetan und eine Art Brevier für die „Progressiven“ geschrieben, um der kulturellen Hegemonie durch die Konservativen etwas entgegen zu setzen. Lakoff’s Buch, mit einem Vorwort des Senators **Howard Dean** versehen, heißt ironisch „Don’t think of an elephant“ (2005). Er zeigt uns, daß Konservative und Progressive sich unterscheiden, indem sie implizit beständig auf zwei Modelle der Familie anspielen. Konservative bevorzugen ein Modell der „father family“, Progressive ein Modell der „nurturant parent family“. Das Vater-Modell hat, wie Lakoff an Texten konservativer Autoren zeigt, im wesentlichen drei Voraussetzungen: Es überantwortet einem strengen Vater die Aufgaben

- die Familie *vor* einer gefährlich gewordenen Welt zu schützen
- die Familie *gegen* eine schwierige Welt zu unterstützen
- seine Kinder die Unterschiede zwischen falsch und richtig, gut und böse zu lehren.

Nun muß man nur die Reden Bushs und führender amerikanischer Konservativer nehmen und kann dann sehen, daß er über ein paar semantische Assoziationen die Nation als Familie darstellt, und schon versteht man, wie raffiniert er für seine Politik Loyalität beschaffen kann – weil seine Zuhörer diese Werte kennen und es richtig finden, wenn gut und böse in der Welt unterschieden wird, wenn man seine Kinder unterstützt und sie in einer gefährlichen Welt vor Feinden schützt. Unterentwickelte Länder sind in diesem Modell dann „Kinder“, die man erziehen muß, durchaus mit Härte, wie sie einem strengen Vater zukommt, ja wie es seine Pflicht ist. Schon das Wort „unterentwickelt“ legt eine solche Assoziation nahe. Noch weiter aber geht dieses Modell: daß eine solche Haltung auch ausschließt, den Armen allzu viel zu geben, weil es richtiger ist, ihnen beizubringen, was gut (sich selbst helfen) und böse (Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen) ist. Das „nurturing parent model“ der Progressiven hingegen wertet Empathie und Verantwortlichkeit hoch – das bedeutet ebenfalls Schutz der Kinder, aber nicht vor einer allgemein bösen Welt, sondern vor ziemlich konkreten Dingen wie insbesondere Verbrechen und Drogen und es bedeutet, daß man sein Kind als eine glückliche Person sehen möchte. Das schließt Fairness und

Kommunikation durch Gegenseitigkeit, nicht durch direktive Autorität ein. Kooperation ist der Wert, der anvisiert wird. Dies Modell, so Lakoff bedauernd, ist schwer zu kommunizieren, denn die Progressiven haben ein paar Mythen wie z.B. den, daß die Tatsachen zählen. Nein, belehrt uns Lakoff, es sind Werte, denen die Leute anhängen und diese sind mit den beiden Familienmodellen hintergründig assoziiert. Die Leute wählen nach Werten, nicht nach Tatsachen; Aufklärung und Aufzählung von Tatsachen ist also vielleicht die falsche Strategie? „People think in frames“ (S. 17) lautet die zentrale These und frames werden im ersten Satz gleich so definiert:

“Frames are mental structures that shape the way we see the world. As a result, they shape the goals we seek, the plans we make, the way we act, and what counts as good or bad outcome of our activities. In politics our frames shape our social policies and the institutions we form to carry out policies. To change our frames is to change all of this. Reframing is social change”.

Nun, dieser letzte Satz ginge mir, wörtlich genommen etwas weit, aber er enthält doch etwas sehr Richtiges. Das Denken über die Dinge zu verändern ist nicht der soziale Wandel schon selbst, aber ein gewiß unterschätzter Beitrag zur Veränderung; Psychotherapeuten, so gehe ich belehrt aus der Lektüre der hier vorgestellten Texte hervor, meinen manchmal, es wäre wichtig die Dinge, die Substanz zu verändern, am besten den neuronalen Kern, die Basis von allem. Die Beschäftigung mit der Sprache, die Erinnerung und Vergegenwärtigung, daß wir in psychotherapeutischen Prozessen uns zentral der Sprache bedienen, könnte einem auch bestürzend klar machen, wie sehr wir dieses unser wichtigstes Arbeitsinstrument vernachlässigen, wie sehr wir unterschätzen, daß wir vielleicht weniger die Dinge verändern können, aber manchmal doch die Ansichten von den Dingen. Das erscheint uns wenig, solange wir sprachlich konditioniert in Begriffen von Substanzen denken, die dann bewegt werden müssen. Ein Denken in Begriffen von Medium und Form könnte uns die geistige Beweglichkeit geben, unseren eigenen Geist und seine impliziten rahmengebenden Kompetenzen im therapeutischen Dialog weitaus mehr zu schätzen, als wir das gegenwärtig tun – soweit ich das Feld überblicke ist die Vernachlässigung der Sprache und der Konversation ein gemeinsames Merkmal aller Schulen. Hierin herrscht Einigkeit. Und ein eklatanter Mangel an Konzepten und Theorien.

Ferdinand Pessoa, portugiesischer Autor, bemerkte einmal hellsichtig: „Die Felder sind grüner in der Beschreibung als in ihrem Grün“, ein Satz, der hierher gehört. Ich habe ihn gefunden in einem wundervollen Roman „Nachtzug nach Lissabon“, den **Pascal Mercier** verfaßt hat, ein Autor, der ohne Pseudonym **Peter Bieri** heißt, Philosoph ist und ein Autor von Gnaden. Sein Protagonist ist der Berner Gymnasiallehrer Gregorius, der Mitte fünfzig einer Eingebung folgt und sein geregeltes Leben verlässt, um nach Lissabon zu fahren, einer unbekanntem Frau hinterher. Gregorius gehört zu denen, die eine Stadt erkunden, indem sie durch die Buchläden gehen und auf die Reise nach Lissabon begleitet ihn auch ein solches Buch eines unbekanntem Portugiesen – die noch in Bern stattfindende Begegnung mit dem Buchhändler, in dessen Regalen er das Buch entdeckt, erinnert an die entsprechenden Passagen in der Unendlichen Geschichte. Es ist auch eine unendliche Geschichte, wir kommen aus den Labyrinthen der durch Lektüre vermittelten Traditionen nicht heraus, unsere buchförmigen Bildungsführer überwältigen uns vielleicht gerade dann am meisten, nämlich hinterrücks, wenn wir meinen, ihnen durch Zugriff auf „Substanz“, auf die neuronale Wahrheit der Dinge entkommen zu können. Aber das ist doch auch nur ein „frame“, eine mentale Struktur, die die Weise bestimmt, wie wir die Welt *sehen* – nicht die Welt selbst. Aber wenn wir *nur noch* in diesem *einen* (und keinem anderen) frame denken würden, hätten wir dann noch eine Chance, das zu bemerken? Manchmal kann man seinem frame durch eine „Reise nach Lissabon“ entkommen – mit und ohne Anführungszeichen.